

INTERVIEW MIT ENRICO URBANEK AM 12.12.2007



Becker, U.S. AmoK, 2008

C-H. B.: Welche ersten Informationen hattest Du 2001 über die TONNE?

E.U.: Ich hatte gehört, dass die TONNE ein sehr experimentelles Theater sei, dass die Kollegen etwa 7 000 Zuschauer im Jahr hatten, was für eine Stadt von 110 000 Einwohnern relativ wenig ist, aber das lag natürlich auch an der damaligen Struktur. Ein ganz praktisches Beispiel: Wenn man komplizierte Bühnenbilder hat, kann man nicht schnell auf ein anderes Stück umbauen. Es gibt keine Ausweichmöglichkeiten im Keller. Dadurch gab es eben nur eine begrenzte Spielmöglichkeit, also 6-7 Produktionen im Jahr, glaube ich.

C-H. B.: Was ist für Dich jetzt experimentell? Gibt es eine Kontinuität, wenn Du die 5-6 Jahre zurückschaust?

E.U.: Wir hatten uns ja damals auf die Fahnen geschrieben, Theater für ganz Reutlingen zu machen und einen sog. „Misch-Spielplan“ aufgestellt, so dass für jeden etwas dabei ist. Und das kann eben von der Elfriede Jelinek oder Sarah Kane bis zur Revue, bis zum Kinderstück gehen.

Das Experiment kriegt aber immer eine Position im Laufe des Spielplans – es kann ein Klassiker sein, auf den es eine neue Sichtweise gibt, Uraufführungen, Stücke, die wir selber entwickelt haben. Jetzt aktuell ist das Theater mit Menschen mit Behinderung – das ist jedes Mal ein Experiment, weil es immer anders wird, als man sich das gedacht hat, also für mich ist CAPA jetzt auch so eine Geschichte oder die BOVARY, etwas, was es bisher noch nicht gegeben hat. Und so hat sich Reutlingen auch eine Nische erarbeitet, wo man sagt, die Leute kommen nicht kontinuierlich, kommen nicht zu jedem Stück, sondern sie suchen sich das ganz gezielt raus – was interessiert mich? Und gehen dann ein oder zwei Mal im Jahr ins Theater – oder auch dreimal, wir haben bei den 19 000 schon auch Wiederholungstäter! Es gibt auch Zuschauer aus Tübingen oder Stuttgart, die sagen: „Das Stück von der Jelinek, das will ich sehen.“ Das bedeutet aber nicht, dass sie auch beim nächsten Mal miteinsteigen!

C-H. B.: Ist die TONNE ein Stadttheater? Oder was ist der Unterschied zum Stadttheater?

E.U.: Der Unterschied liegt in den Strukturen. Ich halte die „kurzen Wege“ hier für einen großen Vorteil. Dadurch, dass man alles in der Hand hat und der Schauspieler im Wesentlichen dichter heranwächst und über seine Rolle hinaus eine größere Verantwortung hat. Eine Gesamtverantwortung, die schon etwas Anderes ist, als wenn ich am Abend komme und in die Maske gehe usw. Wir können es uns auch leisten, dieses Experimentiertheater zu machen, wo manche sagen: „Das füllt mir jetzt aber nicht den Abo-Spielplan“. Und „Stadttheater“ bedeutet natürlich auch, dass man im DEUTSCHEN BÜHNENVEREIN ist und dann ganz klar bestimmte Normen erfüllen muss, z. B. nach Tarif bezahlen. Wenn wir jetzt ein richtiges Stadttheater aufmachen würden, würde die Vorstellungszahl der TONNE um ein Viertel oder bis zur Hälfte sinken, allein wegen der Arbeitszeiten. Theater ist Handarbeit und wenn man nur drei Techniker hat und keinen größeren Apparat im Hintergrund wie größere Werkstätten usw. und insgesamt nur 14 Leute, die alles machen müssen, ist es klar, dass das nicht geht.

Es könnte ein Stadttheater sein, wenn man die Strukturen, wie sie jetzt an einem Stadttheater sind – relativ verkrustete Strukturen – überdenkt und hier versucht, andere Modelle zu entwickeln. Indem man sagt: „Es gibt auch nicht den reinen Dramaturgen“. Meistens arbeiten hier Leute in einer Doppelfunktion, z. B. ein Schauspieler, der auch Dramaturg ist, oder der Regie führt. Bei uns hier wurde das ja erstmal im Sinne des Sparens gemacht, aber wenn man das weiterdenkt, gibt es so einen großen Zusammenhalt am Haus. Das ist der große Vorteil: unser Betriebsklima – wenn das nicht stimmt, dann bricht der ganze Laden zusammen!

C-H.B.: Wie empfindest Du heute die Akzeptanz in der Stadt?

E.U.: Wir haben eine relativ große Akzeptanz, wobei es immer wieder lustig ist, wenn Leute sagen: „Ich war ja letztes bei Ihnen!“ – und wenn man nachfragt, ist das dann 15 Jahre her ... Aber es gibt ganz viele Zuschauer, die sich auch mit Schauspielern identifizieren. Und ich glaube – auch mit der 2. Spielstätte –, dass sich jetzt niemand die TONNE als solches wegwünscht. Die Akzeptanz von Seiten der Stadt ist ebenfalls eine sehr hohe, so dass man uns im Gemeinderat zugesichert hat, dass diese 2. Spielstätte bleiben wird. Und wenn man vor 7 Jahren gesagt hätte, „Theaterfabrik“, dann hätten alle die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen! Es sind auch die Stimmen weniger geworden, die sagen: DIE TONNE, der geht's immer schlecht, da gibt's nur Skandale!“ – die Skandale sind jetzt weniger personeller als theatralischer Art – wenn es in einer Zeitung einen Verriss gab, dann schreiben vielleicht zwei andere Zeitungen das Gegenteil oder es kommen Leserbriefe – also, man streitet sich um die Kunst und um das Theater und nicht um die Personen, die dort arbeiten.

C-H. B.: Wo liegen für Dich Probleme?

E. U.: Probleme liegen ganz klar in der Nichtberechenbarkeit des Publikums. Also in der Spielplangestaltung: Was in anderen Städten gut funktioniert, funktioniert hier überhaupt nicht und bei den Sachen, wo man denkt, „na ja, ich weiß nicht“, das läuft dann unter Umständen hier hervorragend! Dann ist ein großes Problem die Arbeitsbelastung der Kollegen. Es kann zu einem Burnout-Syndrom kommen, denn die Kollegen, die sehr, sehr viel Zeit in diesem Theater verbringen – wo tanken die neue Energie?

Natürlich möchte man mehr machen, aber ich merke, es gibt Grenzen, das kann man den Leuten gegenüber nicht mehr verantworten. Wir haben den Spielplan sehr hoch geschraubt, es gibt sehr viele Vorstellungen. Dort ein gesundes Maß zu finden, ist die Aufgabe. Dass also Qualität und Quantität stimmen! Höher, weiter, schneller ist, glaube ich, nicht die Aufgabe von Theater, sondern Theater hat eher die Aufgabe, zu sagen: „Ich nehme mir von einem Arm eine Pore und betrachte diese – aber genau! Oder ich nehme mir eine Figur und versuche, dort mehr Substanz reinzukriegen.“ Die Lust am Denken – das ist für mich eigentlich Theater.

C-H. B.: Und der Blick in die Zukunft? Was für Wünsche gibt es da?

E.U.: Die nächste Spielzeit steht natürlich sehr unter dem Motto: „50 Jahre“. Es wird eine STADTOPER geben, die geschrieben wird und an der wir uns beteiligen werden und die HEIMATTAGE sind auch in dieser Zeit. „Behindertentheater“ ist etwas, was ich mir überhaupt nicht mehr wegdenken kann. Das wäre auch eine Vision von mir, dass man versucht, das als eigene Sparte an das Haus anzugliedern. Nicht, dass daraus professionelle Schauspieler werden, aber dass man auch Sprachunterricht und Bewegungsunterricht macht, im Sinne eines professionellen Theaters.

C-H. B.: Was ist für Dich das Besondere an dieser Arbeit?

E.U.: Das Besondere ist dieser völlig andere Blickwinkel auf unsere Zeit bzw. auf die Menschen. Man muss nur zuhören und man bekommt ganz viel über sich selber raus. Wie ein spezieller Spiegel, den man vorgehalten kriegt und den man sonst überhaupt nicht mehr wahrnimmt. Und was mich auch interessiert, ist diese andere Fantasiewelt. Eine Welt, die sehr eigen, sehr surreal ist und die einfach diese anderen Betrachtungswinkel hat. Das beflügelt meine Fantasie sehr. Dinge werden viel mehr hinterfragt; alles, was für uns natürlich und logisch erscheint, ist es für sie erstmal nicht. Sie haben sich ein eigenes Leben gebaut, was sie auch teilweise bauen müssen. Jetzt war auch die Sehnsucht da, mal einen klassischen Stoff zu nehmen – richtiges Theater eben – McBETH.

C-H.B.: Was würdest Du hier in Reutlingen gern noch ausprobieren?

E.U.: Also, es ist hier nicht so, dass ich jetzt sage: Ich muss hier unbedingt den FAUST noch machen, das ist es, glaube ich nicht, sondern diese kleinen Schritte immer weiter voranzugehen. Für mich ist jetzt auch wichtig, dass mit jedem Schritt, den ich voran- komme, mit jeder Inszenierung, die hier vorangeht, sich der nächste Schritt wieder verändert und ich das sehr genau zu betrachten versuche, was damit passiert. Und dann gehe ich einen Schritt weiter – also diese Linie CAPA und GESCHICHTE VOM SOLDATEN, die hängen alle zusammen. Mein Ziel ist, glaube ich, so viele interessante Künstlerpersönlichkeiten wie möglich unter meiner Intendanz zu vereinen und ihnen die Möglichkeiten zu geben, Kunst zu machen. Das ist meine explizite Aufgabe als Intendant, jetzt mal nicht als Regisseur – Kunst zu ermöglichen, sie möglichst vielen Leuten zugänglich zu machen und sie gleichzeitig aber auch immer wieder zu hinterfragen.



REVUE FATAL, 2005